

ZWISCHEN SICHTBAREM UND UNSICHTBAREM FRIEDHOFS-WEGE

Zugänge

Zum Friedhof gibt es verschiedene Zugänge, von der Kirche her, vom Schlosshof, von der Strasse, von süd- und nordöstlicher Seite her. Seit kurzem gibt es auch eine Haltestelle «Stapfen Friedhof» der Buslinie 16, zwischen Gurten-Gartenstadt und Köniz-Zentrum. Hier befinden sich der Parkplatz und der offizielle Eingang zum Friedhof.

Ich wähle meistens den südöstlichen Eingang. Der Weg führt zuerst durch Schrebergärten, mit Fahnen (Schweiz, Italien, Kroatien), Gemüsebeeten, Gerbera, hohen Sonnenblumen.

Es stellen sich sogleich Erinnerungen ein, ungesuchte Erinnerungen an erlebte Bestattungen und an Geschehnisse auf Friedhöfen. Sonnenblumen waren das leitende Symbol bei der Bestattung von Susanna. Ich hatte mich auch nach Jahren sofort an meine ehemalige Konfirmandin erinnert, als die Mutter mich anrief und vom tödlichen Auto-unfall in Frankreich erzählte. Bei der Urnenbeisetzung war das Grab bedeckt mit Sonnenblumen.

Ich trete durch eine Metalltüre ins Friedhofsareal. Oberhalb der Steintreppe, die zum Friedhof hinunterführt, findet sich ein Platz mit drei sehr stabil konstruierten Holzbänken. Ich setze mich und sehe auf den Friedhof, der ganz unvermittelt sichtbar geworden ist. Es ist ein weites Gelände, hügelig unterteilt. Unten fließt ein Bach, der in einen Teich mündet.

Der Friedhof ist ein sichtbares und dauerhaftes Zeichen des Todes. Er hat nicht das Fernseh- oder Zeitungs- und Zeitschriftenformat einiger Momente der Todeskonfrontation, die meistens gleich wieder zuge-deckt werden.

Friedhöfe sind Spiegel des jeweiligen gesellschaftlichen und individuellen Umgangs mit dem Tod und den Toten – und so «révélateur» der faktisch herrschenden kulturellen und religiösen Werte und Unwerte, Konventionen und Tabus, Privilegien und Exkommunikationen.

Der Friedhof gehört heute in der Schweiz in kommunale Zuständigkeit. Im Bestattungs- und Friedhofsreglement der Gemeinde Köniz (Beschluss des Parlaments vom 11.12.2006; Inkrafttreten am 1.1.2007) sind Bestattungsort und Bestattungszeit ebenso festgelegt wie Friedhofsruhe, Grabarten, Grabruhe, Bepflanzung/Unterhalt und Gebühren (wobei auch eine unentgeltliche Bestattung gewährt werden kann). In Ausführungsbestimmungen ist geregelt, welche Materialien für die Grabmäler verwendet werden dürfen und welche Maximal- bzw. Minimalmasse gelten.

Das detaillierte Reglement gilt für alle – ohne Ansehen der Person. Es gibt Abstufungen, die sich aber grundlegend von den Praktiken unterscheiden, wie sie über Jahrhunderte «normal» waren, gerade in «christlichen» Ländern. Fürsten, (hohe) Kleriker und evangelische Prediger erhielten besondere Gräber und exklusive Graborte. «Andersgläubige, Selbstmörder, Ehebrecher, Räuber, Spieler, unbussfertig Gestorbene, ungetaufte Kinder waren von der christlichen Bestattung ausgeschlossen.»¹

Es gibt keine exklusiven Gräber mehr für diejenigen, deren Reichtum oder Bedeutung auch nach dem Tod inszeniert werden soll. Die politische Behörde sorgt auch dafür, dass alle Menschen ein Recht auf eine würdige Bestattung haben.

Der Wunsch von Angehörigen, die Asche der Toten in einem privaten Bereich (z.B. im Garten) aufzubewahren, ist nicht so selten. Es stellen sich Fragen: Möchten die Betroffenen in ihren privaten Räumen immer wieder mit dem Tod dieses Menschen konfrontiert werden? Sie nehmen damit anderen Trauernden den freien Zugang zum Bestattungsort. Ist es nicht für ihren eigenen Trauerprozess wichtig, sich verabschieden und auch wieder Distanz nehmen zu können?

Wege

Viele Wege führen durch das Gelände. Immer wieder finden sich Bänke. Ich kann mich setzen. Ich schätze diese Möglichkeit. Ich kann da sein.

Die Wege, keiner ist schnurgerade, führen durch geschützte, von hohen Bäumen umgebene Räume. Die Bäume sind wie starke Schutzgestalten. Sträucher, Büsche, Blumen, Hecken. Einmal begleitet mich ein Friedhofsgärtner. Er kennt alle Namen: Stieleichen, ebenso mäch-

¹ Hans Kurth Boehlke; Michael Belgrader: [Art.] Friedhof, in: TRE 11 (1983), S. 646–653, hier: S. 649.

tig wie feingliedrig, eindruckliche Gesamtkunstwerke. Berg-, Schwarz- und Waldföhren, Weissbuchen, Blau- und Rottannen. Vor allem am Biotop die Weiden. Weissbirken, der Feldahorn mit grüngelbbraunen Blättern – lustige Propellerchen zwirbeln zu Boden.

Die Lärchen beginnen jetzt ihre Nadeln zu verlieren, Blitze von leuchtendem Gold, besonders schön im Licht der untergehenden Sonne.

Im Wallis soll vor einigen Jahren eine 30 Meter hohe Lärche mit 686 Jahresringen gefällt worden sein.

Eine Verwandlungskünstlerin ist die Thuja – je nach Alter und Grösse. Wird sie zusammengeschnitten, ist sie kaum wieder erkennbar. Selten begegnet sie als hoher Baum, als Abendländischer Lebensbaum.

Ich lese in der Theologischen Realenzyklopädie, dass auf dem ersten «Gottesacker der Herrnhuter Brüdergemeine» wohl erstmals Bäume als Element der Friedhofsgestaltung benutzt wurden – als «Sinnbild österlicher Auferstehungshoffnung».²

Es fallen jetzt viele bunte Blätter. Einige bewegen sich ganz langsam, in faszinierenden Schaukelbewegungen. Andere fallen rasch und wie unbemerkt.

Manche Wege sind von Nadeln und buntem und dürrer Laub bedeckt. Ich bin froh, dass es nicht gleich wieder entfernt worden ist. Ich gehe jetzt viel lieber über Wege, die nicht gesäubert sind.

Einmal regnet es leicht. Ich bin fast allein. Unterwegs begegnet mir ein Greis, der mich, auch auf meinen Gruss hin, wortlos und erstaunt anblickt. Später gehen zwei ältere Frauen hinter mir vorbei. Sie sind ins Gespräch vertieft, offenbar über eine ihnen beiden bekannte Person, die gestorben ist.

Ich begegne nicht mehr einem «flanierenden Publikum, das die sepulkrale Präsentation eines neuen, über die individuelle Lebensleistung gewonnenen Selbstbewusstseins bewundern durfte» – wie das im Bereich der bürgerlichen Kultur des 19. Jahrhunderts geschah».³

Friedhofsgärtner und -gärtnerinnen arbeiten an der Neubepflanzung der Gräber. Die verwelkten Blumen und Pflanzen werden ausgerissen. Die noch nicht neu bepflanzten Gräber sehen wie frische Grä-

² A.a. O., S. 651.

³ Norbert Fischer; Markwart Herzog: Diskurse über Tod, Trauer und Erinnerung. Zur Kulturgeschichte der Friedhöfe, in: Dies. (Hg.): Nekropolis: Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden, Stuttgart 2003 [Irseer Dialoge. Kultur und Wissenschaft interdisziplinär, Bd. 10], S. 13–19, hier: S. 16.

ber aus: dunkle feuchte Erde. Die Gräber werden dann neu «ausgesteckt»: meistens mit (unterschiedlichen) Tannzweigen und Calluna, Islandmoos, Zweigen der Muschelscheinzypresse. Das Gesteck wird wiederholt begossen und hält den Winter durch.

Die Gärtnerinnen und Gärtner knien, um die Bepflanzung vorzunehmen, manchmal ganz konzentriert und still, dann wieder einander zurufend und lachend. Ein kleiner Lastwagen fährt vor mit vielen Kistchen, es ist ein auffallend leiser Motor.

Namen I

Mir fallen die vielen unterschiedlichen Sträucher, Büsche, Pflanzen und Blumen auf. Die meisten kenne ich bei den ersten Gängen über den Friedhof nicht. Warum möchte ich sie mit Namen kennen lernen?

Namen begegnen hier auf Schritt und Tritt. Es sind fast alles fremde Namen. Ich kenne die Toten nicht. Aber es sind nicht einfach «Tote». Sie bekamen einmal ihren Namen und sind mit den dazu gehörenden Jahreszahlen unverwechselbar. Ich möchte wenigstens einige Bäume, Sträucher, Büsche, Pflanzen und Blumen mit Namen kennen lernen und mir dann einige von ihnen allmählich zu Vertrauten machen, wie die riesige Eiche beim nordöstlichen Ausgang.

Ich weiss, dass Blumen «zum wichtigsten Zubehör des Todes geworden»⁴ sind, aber habe ich sie auch beachtet? Als ich mit dem Landschaftsgärtner über den Friedhof gehe, sehe ich viel, was ich vorher nur sehr oberflächlich oder gar nicht wahrgenommen habe – und was namenlos blieb.

Die roten Beeren der Eibe, der stachelblättrigen Mahonie oder des Wacholders. An der Eibe ist fast alles giftig: die Nadeln, das Holz, der Beerenkern. Schön ist sie allemal.

Vor allem bei den älteren Gräbern wachsen ganz unterschiedliche Koniferen, in allen Grüntönen.

Das Geflügelte Pfaffenhütchen wird noch hübscher, wenn man es ansieht: die feinen braungrünen Verkorkungen auf den Zweigen. Und jetzt, im Herbst, die Blätter, die sich von einem sanften Grün in ein intensives Rot wandeln. Die herbstliche Färbung hat dem Blutroten Hartriegel sogar den Namen gegeben.

⁴ Lilo Roost Vischer: Alltägliche Tote. Ethnologische Untersuchungen in einem Bestattungsinstitut und einem Krematorium in der Schweiz, Hamburg 1999 [Medizinkulturen im Vergleich, Bd. 16], S. 106; vgl. S. 21f; 63ff.

Die stacheligen Blätter der Stechpalme zeigen sich an derselben Pflanze recht anders, wenn die Mutterpflanze älter geworden ist; sie fühlen sich viel weicher an, und das Grün leuchtet anders und stärker. Immer wieder Buchs, durchbrochen von Schneebeerenbüschen, Liguster (mit dunklen Früchten), vom Kirschlorbeer, einem frostharten Zierstrauch, und vom violett-blauen Leberbalsam.

Manchmal verblüffen die unterschiedlichen Namen. Die lateinischen Namen klingen fast immer feierlicher in meinen Ohren. Die Hagebutte als Frucht der Kartoffelrose hat lateinisch einen prächtigen Rhythmus: *Rosa rugosa*. Im Frühjahr waren auf vielen Gräbern die Stiefmütterchen zu sehen, Kleinode in allen Farben und Farbkombinationen – und mit vielen Namen: Dänkeli, Schöngesichtchen, Liebesicht, in der Welschschweiz *Pensées*; im Namen die Symbolik der Treue, lateinisch die *Viola calaminaria* oder die *Viola tricolor* – mit den Erinnerungen an Theodor Storms Geschichte, die mich tief berührt hat. Auch bei anderen Blumen eine Metamorphose der Namen: die Hohe Fetthenne wandelt sich in die poetische Herbstfreude, die *Cuphea ignea* mutiert zum Zigarettenblümchen.

Während der Sommermonate ist die Begonie die Allerweltspflanze auf den Gräbern, dank ihrer Resistenz: Sie braucht wenig und speichert viel Wasser. Wenn die Gräber jetzt neu ausgesteckt werden, ist ihre Zeit vorbei. Sie macht der Calluna Platz – etwas von der Heide jetzt auf dem Friedhof.

Unterwegs Schönmalven (mit glockenförmigen rosa Blüten; grün-helle Blätter, den Ahornblättern ähnlich), Golderdbeeren, winterfest und immergrün wie die Bergenie, mit rosa Blüten, die das ganze Jahr, manchmal also auch im Winter, blühen. Astern, Lavendel, Christrosen, Kolkwitze, Geissblatt – viele Namen. Beim nächsten Besuch habe ich einige wieder vergessen, andere werden vertraut.

Im Schatten der Bäume und Büsche hohes Farnkraut, treuer Begleiter auch des Efeus.

Die Pfarrerin erzählt mir bei unserem Friedhofsgang, dass sie in der Adventszeit mit freiwilligen Helferinnen auf dem Friedhof Blumen und Zweige schneidet, die dann zu Adventssträußen gebunden und auf dem Weihnachtsmarkt für ein Kinderheim in Sibirien verkauft werden. Blumensträuße als Adventssymbol, Zeichen des Evangeliums vom Anbruch der neuen Welt.

Enten, die Friedhofskatze und eine freie Wiese

Das Biotop liegt in der Mitte des Friedhofs, mit einem grossen Teich, hohem Schilf, Sträuchern. Enten kommen von allen Seiten angeschwommen und hoffen auf eine besondere Mahlzeit. Die Wasservögel watscheln (oder flanieren?) oft über das Areal. Sie sind auf dem Friedhof präsent wie manche Vogelarten, die ich sonst nicht zu Gesicht bekomme.

Um das Biotop ein schöner Platz mit vielen Sitzgelegenheiten. Wenn es warm ist, treffen sich junge Familien, Frauen (hier und da auch ein Vater oder Grossvater) mit Kindern, die hier einen geschützten Spielraum finden und vergnügt herumtollen.

Es kommt vor, dass eine Trauergemeinde vorbeigeht. Es seien gute Begegnungen, sagt die Pfarrerin. Sie erzählt mir auch von der «Friedhofskatze». Bei Erdbestattungen oder Urnenbeisetzungen erscheine sie plötzlich und streiche den Leuten um die Beine, nicht aufdringlich und mit einem Gespür für die nötige Distanz.

Wir entdecken sie jetzt auch ganz in der Nähe. Sie döst zusammengerollt am Boden. Die Farbe ihres Fells ist einzigartig, schwarz-grau, mit braunen Flecken. Das Tier, das uns kurz in Augenschein nimmt, hat nur noch einen Schwanzstummel.

Dann ein Friedhofsteil ohne Gräber, freier Rasen.

Auch hier spielen im Sommer Kinder – ich habe auch einmal ein junges Liebespaar getroffen, einfach so, für sich vergnügt.

Namen II

Ich verweile lange bei den Kindergräbern.

Zahlreiche, bunte Gegenstände sind auf die Gräber gelegt worden: Engel, Schmetterlinge in allen Farben und Grössen, aus Holz oder durchsichtig, Zwerge, Johanniskäfer (auch in Menschengestalt), viel-farbige Windräder, Spielzeuge, Igel, ein Teddybär, vom Regen ganz durchnässt, Zeichnungen (in einer Sichtmappe geschützt). Auf Holz geschrieben, vom Regen nicht zu verwischen: «Roman, Du fäusch üs» («Roman, Du fehlst uns»).

Auf den Holzkreuzen oder Steinen die Zahlen, die etwas von den hier betrauten Lebensgeschichten ahnen lassen: Kinder mit nur einer Jahreszahl; Kinder, die mit drei Jahren, mit sechs Jahren, mit elf Jahren gestorben sind.

Ein Stein ist wie eine offene Nusschale gestaltet, mit einem Buch darin. Auf einem anderen ist ein springender Frosch dargestellt.

Auf einem der älteren Kindergräber hat die Thuja das Grabkreuz völlig überwachsen und es dabei aus dem Boden gerissen, so schwebt es nun, gehalten vom Lebensbaum.

Es ist noch nicht lange her, dass Früh- und Totgeburten in den Krankenhäusern «entsorgt» wurden. Über Jahrhunderte wurden sie verscharrt – oder sie wurden zu Wallfahrtsorten gebracht, die mit der Angst und Sorge der Eltern um die Seelen ihrer Kinder ein lukratives Geschäft machten.⁵ Es ist jetzt im Reglement der kommunalen Gemeinde ausdrücklich festgehalten, dass Früh- und Totgeburten in Gräbern bestattet werden.

Um die totgeborenen Kinder trauern zu können, ist für die Eltern und Geschwister lebenswichtig.⁶ Dass diese Kinder (und auch ihre Mütter) nicht mehr entwürdigt, missachtet und ausgeschlossen werden, wie dies lange der Fall war, ist ein Anzeichen der Neu-Entdeckung und des Neu-Interpretierens einer zentralen christlichen Botschaft. Das verbreitete Lamento über den «Traditionsabbruch» und den Verlust christlicher «Substanz» wird hier auf dem Friedhof an den Gräbern für Früh- und Totgeburten in sehr konkreter Weise öffentlich widerlegt.

Es gibt ein Abteil mit älteren Gräbern, meist Familiengräbern, die für längere Zeit gekauft worden waren oder deren «Friedhofsruhe» verlängert wurde.

Einige sind auch nach vielen Jahren gepflegt. Andere sind verwitert, Buchstaben und Zahlen sind kaum noch lesbar. Sträucher und Bäumchen haben sie überwachsen.

Sie erinnern mich an Friedhöfe, die nicht mehr «gebraucht» werden und doch eine besondere Würde ausstrahlen: an einen Pestfriedhof im Jura, einen kleinen Friedhof bei Beitenwil.

Sie erinnern mich auch an jüdische Friedhöfe. Ich war, als ich in DDR-Zeiten jedes Jahr im Stephanus-Stift Berlin-Weissensee Kurse durchführte, immer auch einige Stunden auf dem jüdischen Friedhof, der sich in der Nähe befindet. Freunde hatten mich darauf aufmerksam gemacht und mir später ein von Jürgen Rennert und Dietmar Riemann herausgegebene Buch⁷ mit Texten und Bildern geschenkt. Es ist

⁵ Susi Ulrich-Bochsler: Vom «enfant sans âme» zum «enfant du ciel», in: uni-press 92 (1997), S. 17–23.

⁶ Andrea Morgenstern: Trauer um totgeborene Kindern, in: Lernort Gemeinde 23 (2005), H. 3, S. 20–25 [mit Fotos von Gräbern].

⁷ Jürgen Rennert; Dietmar Riemann: Der gute Ort in Weissensee. Bilder vom jüdischen Friedhof und eine Sammlung jüdischer Stimmen zu Vergehen und Werden, Bleiben und Sein, Berlin 1987.

für mich eine der stärksten Begegnungen mit Friedhöfen geworden – mit jüdischen Friedhöfen als «Häusern der Ewigkeit».

Fast hätte ich in einem dieser versteckten Winkel eine kleine Bank aufgestellt, um dort zu verweilen.

Ich finde später etwas von meiner Stimmung in einer Sequenz in den «Idyllen» von Franz Hohler, auf die ich ganz unvermutet stosse:

«Mitten in den Häusern von Schwabing ist ein Stück Hoffnung ausgespart, der alte Nordfriedhof. Er ist schon längst nicht mehr in Betrieb, aber man hat ihn stehen gelassen, weil verwitterte Marmorplatten und halb geneigte Grabsteine unter grossen Weiden etwas Beruhigendes haben. Der Tod wirkt hier nicht mehr so frisch, man hat das Gefühl, auch er sei vergänglich.»⁸

Dass auch der Tod vergänglich ist – und es eine communio sanctorum gibt als Gemeinschaft von Lebenden und Toten: Auf dem Friedhof kann etwas davon spürbar werden.

Bei den ganz neuen Gräbern sind die Kränze noch aufgebaut. Es sind sehr grosse Kränze, die Bänder sind bereits etwas verfärbt: «vom Rotary Club», «in lieber Erinnerung von ... », «zum Abschied von ...».

Die neuen Gräber sind durch Holzkreuze bezeichnet, in hellem und dunklem Braun. Neben den ganz neuen Gräbern ist immer schon eines wieder ausgehoben und mit einer grossen Platte zugedeckt.

Auf einem Grab steht statt eines Kreuzes eine Holzplatte. Der Verstorbene war Muslim, ein 24-jähriger Mann. Das Grab wird häufig besucht, viele Erinnerungsstücke sind hingelegt, auch eine Laterne mit elektrischem rotem Flämmchen.

Während vier Jahren hat die «Gemeinschaft Christen und Muslime» in Bern in intensiven Verhandlungen mit den Behörden der Stadt nach einer Lösung für das Problem muslimischer Bestattungen gesucht.

«Der Dialog zwischen Sachverständigen aus Theologie, Politik, Justiz und Verwaltung führte zu einem Konsens, der sich in einem revidierten Friedhofsreglement niederschlug und als beispielhafter Schritt zur Integration der islamischen Gemeinschaft in der Stadt Bern bezeichnet werden darf.»⁹

⁸ Franz Hohler: Idyllen, Neuwied; Berlin 1970, S. 23.

⁹ Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Fachstelle Migration: Der Dialog des Lebens. Überlegungen zum Zusammenleben der Religionen, Bern 2006, S. 14.

So gibt es seit 1999 auf dem Bremgartenfriedhof ein muslimisches Gräberfeld mit Gräbern, die nach Mekka ausgerichtet sind, und das auch die für Muslime zentrale «ewige Ruhe» nicht missachtet.

Ebenso ohne Kreuz ein hinduistisches Grab. Auffällig ein Korb mit Äpfeln und Orangen. Beim nächsten Gang über den Friedhof ist der Korb entfernt. Jetzt liegt dort ein kleines Bündel mit Räucherstäbchen.

Auf dem Grab eines Paares (die Ehepartner sind kurz nacheinander mit über 70 Jahren gestorben) ist ein Holzkreuz eingesteckt. Es gehört zu einem 17-jährigen Jüngling (ein Enkel?). Das helle Kreuz ist bemalt, wie wenn ein Regenbogen auf das Holz leuchten würde.

Das Grab einer vor einem Jahr verstorbenen 17-jährigen jungen Frau ist mit vielen Sträussen bedeckt: frische und intensiv farbige Rosen und bunt-leuchtende Blumengestecke. Auch Engel: Ein grosser schlafender und kleinere, sinnende und traurige. Auch zahlreiche Sterne.

Einige noch nicht sehr alte Gräber scheinen nur noch rudimentär gepflegt zu werden. Bei einem dieser Gräber ist das Holzkreuz zwischen dem Geburts- und dem Todesjahr auseinandergebrochen.

Ein mächtiger Stein weist den Weg zum «Gemeinschaftsgrab». Es ist, etwas seitlich angelegt, eine Wiesenfläche, auf der sich wieder ein grosser Stein mit der Beschriftung «Gemeinschaftsgrab» befindet. Der Bereich ist auf drei Seiten von einer Mauer umgeben. Am Fuss der Mauer finden sich zahlreiche Blumentöpfe und Sträusse.

Auf der Rasenfläche wird jeweils eine kleine Grube ausgehoben, in welche die Urne versenkt wird und die anschliessend wieder so zugedeckt wird, dass der Ort bald nicht mehr auffindbar ist. Es gibt keinen Ort, wo die Namen vermerkt wären.

In einer anderen Agglomerationsgemeinde sind auf dem Gemeinschaftsgrab eine Art Stelen errichtet worden, die ebenso stilvoll wie sorgfältig gestaltet sind. Die Namen auf der Stele erscheinen nicht wie in einer formlosen Statistik, sondern in einer schlicht-schönen Schrift. Diese Möglichkeit des Entanonymisierens ist von der Bevölkerung sehr positiv aufgenommen worden.

Auf dem Friedhof gibt es mehrere reglementarisch festgelegte Möglichkeiten, Urnen beizusetzen: vom Urnen-Reihengrab (für Erwachsene oder für Kinder) unterschieden wird der Urnenhain (auch wieder für Erwachsene oder für Kinder), wo die Gräber nicht auf einer vorgezeichneten Reihe angelegt sind.

Die Urnennischen sind in zwei Anlagen zu finden. Bei einer der beiden Anlagen sind die Betonmauern von vielfarbigem Weinlaub überwachsen. Sie ist dadurch in die Umgebung mit den vielen Pflanzen, Bäumen und Blumen hineinkomponiert.

Die neue Anlage wirkt kalt, kahl und dumpf. Hat jemand darauf hingewirkt, dass die Architektur nicht überwachsen werden darf?

Am unteren Rand der Betonwände, vor den Nischen, sind auch hier viele Blumentöpfe, Blumensträusse, Kerzen hingestellt worden. Auf den schmalen Rändern oberhalb der Nischen liegen kleine Erinnerungsstücke, Steine, eine winzige hölzerne Krippe mit Maria, Josef, dem Kind, einem knienden Hirten. Daneben ein bunter Weihnachtsmann.

Bilder, Geschichten und Botschaften

Auf einem Teil der Grabsteine finden sich nur die Namen und das Geburts- bzw. Todesjahr der Verstorbenen. Auch in der Kurzform, in den Namen und Zahlen, werden Geschichten präsent.

Die Geschichten sind sehr unterschiedlich. «Es gibt nicht den Tod, so wenig wie es das Leben gibt.»¹⁰

Andere Grabsteine zeigen bildliche Darstellungen. Manchmal können Beziehungen der Bilder zu den Lebensgeschichten der bestatteten Menschen vermutet werden.

Betende Hände (wie bei Dürer), das Yin-Yang-Symbol. Engel: ein kniender Engel, ein zugewandter. Ein Engel sitzt auf dem Grab, blickt mich an.

Ein Notenschlüssel, eine die Laute spielende Frauengestalt. Eine Öllampe, eine Schale, eine Flamme, Sterne.

Blumen: Rosen, Margeriten (die Verstorbene hiess Margrit), ein Strauss. Ähren, einmal auch drei Ähren – und eine ist geknickt.

Ein Turm an einem weiten Gewässer, eine Hütte, schützend und beheimatend in einer Gebirgslandschaft.

Ein Sonnenuntergang (oder -aufgang?) am See, in den Bergen. Ein prächtiger Baum. Ein sich aufbäumendes Pferd. Eine kuschelnde Katze (bei einer ganz jungen Frau), ein Vogel, der in die Sonne fliegt (bei einem Jüngling).

Nur ganz selten: ein Familienwappen oder eine Berufsbezeichnung.

In der ständischen Gesellschaft waren Abkunft und Titel wichtig, in der bürgerlichen Gesellschaft Hinweise auf Beruf, Karriere und Erfolge.

Nicht selten sind Bibelverse zu lesen, vielleicht auch (wie bei Sinnprüchen) eine Art Botschaften an die Trauernden oder die Vorübergehenden, selten eine Botschaft an die Verstorbene.

¹⁰ Albrecht Grözinger: Homiletik, Gütersloh 2008 [Lehrbuch Praktische Theologie, Bd. 2], S. 312.

DEIN WORT IST MEINES HERZENS TROST
GOTT IST TREU
ICH WEISS, DASS MEIN ERLÖSER LEBT
ICH BIN DIE AUFERSTEHUNG UND DAS LEBEN. WER AN MICH GLAUBT,
WIRD LEBEN, WENN ER AUCH STÜRBE

Die ganze Frontseite des Steins ist damit beschriftet. Der Name der Verstorbenen ist auf der Seite eingemeisselt.

IN MEINES VATERS HAUS SIND VIELE WOHNUNGEN
IN DEINE HAND BEFEHLE ICH MEINEN GEIST. DU HAST MICH ERLÖST,
HERR, DU TREUER GOTT
ICH GEHE ZU DENEN, DIE MICH LIEBTEN UND WARTE AUF DIE, DIE
MICH LIEBEN
MAMUSCHKA, DU LEBST IN UNSEREN GEDANKEN WEITER

An einem Grabstein anliegend, in einem schützenden Sichtmäppchen, das Foto des 17-jährigen Verstorbenen, mit einem längeren Text, den ich nicht lesen kann. Ich möchte nicht zu nahe herangehen.

Bei anderen Gräbern stehen die farbigen Portraits des verstorbenen Ehepaars, eine kolorierte Zeichnung mit einem Vogelnest, Zeilen aus dem «Hohelied der Liebe» (1Kor 13), am Schluss ist der Vers «Die Liebe hört niemals auf» dreimal wiederholt.

Auf der Oberkante der Grabsteine finden sich Engel, Zierkürbisse, Tauben, kleine Vögel, ein Frosch, Schildkröten, Enten, ein weisser Elefant und auch Steine, gewöhnliche und gefärbte.

Ich sehe jüdische Gräber vor mir, mit vielen Steinen. Traditionen aus andern Kulturen werden offenbar rezipiert und transformiert. Viele Grabsteine haben ähnliche Höhen- und Breitenmasse. Es gibt aber auch Steine wie schmale Stelen, manchmal zwei oder drei nebeneinander. Ein Stein hat die Form eines schroffen Felsens.

In einer Internet-Meldung lese ich (www.xertifix.de, Zugriff 29. Januar 2009):

«Am Schweizer Fernsehen ist im August 2008 ein Film ausgestrahlt worden. Er dokumentiert, wie Kinder auf indischen Steinbrüchen Granit schlagen müssen, der auch in der Schweiz verkauft wird. «Kassensturz» deckte vor zwei Jahren die unzumutbaren Zustände auf. Entgegen aller Versprechen hat die Steinbranche bisher nichts gegen die Kinderarbeit unternommen.»

Lebende und Tote

Jemand steht vor einem Grab. Ich setze mich in einiger Distanz so hin, dass der Mann sich nicht beobachtet fühlt.

Ein älteres Paar arbeitet bei einem Grab, entfernt verwelkte Blumen, pflanzt neu an. Sie stehen dann vor dem Grab und umarmen sich.

Das Trauern braucht Erinnerungs-Orte¹¹ und Erinnerungs-Gegenstände.

Menschen stehen vor Gräbern, manchmal, so haben sie mir erzählt, sprechen sie mit den Verstorbenen. Ingrid Josephs hat beschrieben, wie bei diesen Grabbesuchen Dialoge mit den Verstorbenen entstehen.¹² Sowohl eine subjektivistische wie eine objektivistische Deutung der Dialoge erweist sich als ungenügend und unangemessen. Es sind Interaktionen, die sich nicht prinzipiell von Gesprächen zwischen Lebenden unterscheiden. Sie können sogar intensiver und «direkter» sein.

Trauernde erzählen, dass sie die Präsenz der Toten spüren, ganz ähnlich wie bei einem Besuch, als die Verstorbene noch lebte. Sie schweigen mit dem Toten – manchmal bleibt eine Zeit lang nur das Verstummen. Vielleicht kann später der Dialog wieder aufgenommen werden. Die Trauernden stellen dem Toten Fragen. Sie beten mit ihm. Es kommt ihnen ein vor einiger Zeit begonnenes Gespräch in den Sinn. Sie führen es weiter, sorgfältig, bedächtig, aufmerksam. Es fällt ihnen ein Gedicht ein, auch lustige, witzige Texte.

Es ist gut, auch wieder gehen zu können, Distanz zu gewinnen und damit eine andere Form von Nähe.

Trauerprozesse sind zweiseitig. Die Beziehung wird dann nicht abgebrochen. Vielmehr kann, vielleicht, allmählich, eine neue Beziehung konstituiert werden. «Die Beziehung zwischen Lebenden und Toten ist mit dem Tod nicht zuende, sie beginnt als diese Beziehung erst.»¹³

¹¹ Rita Wirz (im Gespräch mit Monika Hungerbühler): Garten der Lebenden und der Toten. Plädoyer für Orte des Totengedenkens, in: FAMA 20 (2004), H. 4, S. 10f.

¹² Ingrid E. Josephs: Constructing One's Self in the City of the Silent: Dialogue, Symbols, and the Role of «As-If» in Self-Development, in: Human Development 41 (1998), S. 180–195. Den Hinweis verdanke ich Hans Ulrich Hauenstein, der seine Habilitationsarbeit zum Thema «Präsenz der Toten und Repräsentierung der Lebenden» schreibt.

¹³ Hans-Martin Gutmann: Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive, Gütersloh 2002, S. 203.

Die Aufbahrungshalle ist dezent in die Landschaft eingefügt. Ich trete ein. Die Vorräume sind freundlich gestaltet, schöne und funktionale Sitzgruppen, vor den Fenstern Büsche und Bäume. Im Moment ist niemand aufgebahrt.

Neben der Aufbahrungshalle ein offener und wie mit einem grossen Zelt gedeckter Platz, der Sammlungsort für die Rituale auf dem Friedhof. Der Boden ist mit mattfarbigen Platten als schlichtes Labyrinth ausgelegt.

Die Bestattungen beginnen bei dieser offenen und geschützten Halle. Man geht dann zusammen zum Grab oder zur Urnennische. Wenn hier eine Bestattung stattfindet, geht die Pfarrerin vorher zur Nische und stellt ein kleines Licht hinein. Wenn sie dann mit der Trauergemeinde dorthin kommt, sehen die Leute die brennende Kerze. Im Ritual verbindet sie Worte und Greifbares, Sichtbares, Gegenständliches. Wer möchte, kann mit den Blumen einen kleinen Kranz um die Urne bilden. Die Pfarrerin bringt die Blumen mit, die sie selbst zu Hause getrocknet hat. Manchmal legen die Trauernden auch einen Erinnerungsgegenstand, ein Foto in die Nische. Zur Liturgie gehören für die Pfarrerin einige «Fenster» auf das Leben, das jetzt verabschiedet wird. Und immer auch eine Stille, eingeleitet durch den immer gleich bleibenden Satz: «Wir danken für alles, was wir von der Verstorbenen geschenkt bekommen haben. Wir bitten um Vergebung für das, was wir ihr schuldig geblieben sind. Wir möchten vergeben, was sie uns schuldig geblieben ist.» Schliesslich das Unservater. Ein Gebet, kürzer als die meisten Kirchengebete. Sie sei, sagt die Pfarrerin, überrascht gewesen, wie oft und bewegt die Leute mitbeten.

Anders als auf den meisten Grossfriedhöfen werden die Trauernden auf diesem Friedhof nicht einem entwürdigenden Zeitdiktat ausgesetzt. Die Beteiligten können die Wege gehen, sie können beim Grab, der Nische oder dem nun für kurze Zeit durch eine kleine Grube durchbrochenen Rasen beim «Gemeinschaftsgrab» noch verweilen. Wenn auch eine Feier in der Kirche stattfindet, führen verschiedene, durch die Friedhoflandschaft geschützte Wege dorthin. Der Küster wartet mit dem Glockengeläut. Manchmal beginnt die Feier in der Kirche dann eben etwas später als geplant.

Beim Eindunkeln, nach Sonnenuntergang, beginnen auf manchen Gräbern die Kerzen zu leuchten. Um Allerheiligen und den Totensonntag sind es Lichterfelder.

Die Pfarrerin erzählt mir, dass am Totensonntag zuerst ein Gottesdienst in der Kirche stattfindet. Eine besonders dichte Sequenz ist die Nennung der Namen aller Verstorbenen des vergangenen Jahres. Der

Gottesdienst gewinnt einen «unmittelbaren lebensgeschichtlichen Bezug»¹⁴. Für alle Verstorbenen wird eine Blume auf den Abendmahls-tisch gelegt. Die Angehörigen können dann eine dieser Blumen auf den Friedhof mitnehmen.

Dort, beim «Zelt», folgt eine kurze Besinnung. Der Kirchenchor singt, ein Panflötenspieler wirkt mit. In der Mitte steht die Osterkerze, geschmückt auch mit Tannzweigen.

Der Weg von der Kirche in den Friedhof und zu den Gräbern ist von kleinen Lichtern gesäumt.

Michael Wohlers berichtet von einer gemeinsamen Trauerfeier für Angehörige von anonym Bestatteten. Sie begann mit einer Andacht in der Friedhofskapelle. Nach dem Segen konnten die Teilnehmenden Blumen aus den Vasen mitnehmen, die auf dem Altar standen. Es folgte der Weg zum anonymen Urnenfeld, wo die Trauernden ihre Blumen niederlegten.¹⁵

Die Rituale ermöglichen es, die Beziehung zu den Verstorbenen in sinnlich-symbolischen Handlungen wahrzunehmen und zu transformieren.¹⁶ Die Rituale nehmen Gegenständliches in den Blick. Sie nehmen Handlungen auf, die alltäglich praktiziert werden können: Wege (auch neue Wege) unter die Füße nehmen – inmitten von Leben, das wächst, blüht und vergeht –, das Grab pflegen, Kerzen anzünden, Dialoge weiterführen, ein Gebet sprechen, um den Segen bitten, den spielenden Kindern und den Enten zuschauen, weinen.

Das Geheimnis, von dem wir uns kein Bildnis machen sollen, kann spürbar werden, ebenso wie auch die leiblich-kommunikative Dimension der Gottesbegegnung und Gotteszukunft – und die alles belebende Segenskraft.

Ich verlasse den Friedhof durch ein eisernes Tor, das in die Mauer eingelassen ist.

¹⁴ Petra Zimmermann: Gottesdienst am Totensonntag aus der Perspektive der Trauernden, in: PTh 88 (1999), S. 452–467; vgl. auch Kristian Fechner: Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung, Gütersloh 2003, S. 73.

¹⁵ Michael Wohlers: Du kennst sie mit Namen – Trauerfeier für Angehörige anonym Bestatteter, in: Arbeitsstelle Gottesdienst 16 (2002), H. 1, S. 58–63.

¹⁶ Ich beziehe mich hier auch auf ein noch unveröffentlichtes Referat von Traugott Roser: Mit dem Jenseits im Kontakt: Jenseitsvorstellungen in der Situation von Krankheit und Sterben, gehalten am Kongress der WGTh am 22. September 2008 in Wien.

Es gab Zeiten, in denen Friedhöfe Asylstätten waren, «[u]m die Zuflucht Verfolgter zu erleichtern und um anzudeuten, dass der Ort Asyl bietet, ist an älteren Friedhöfen kein Tor angebracht»¹⁷, lediglich eine Gitter-Schwelle, die den Eintritt von Tieren verhindert.

Das Asyl als sinnlich-symbolische Konkretisierung einer leiblichen Auferstehungshoffnung mit konkret-befreienden Perspektiven für die Gegenwart.

Ich trete beim nördlichen Ausgang aus dem Friedhof hinaus und komme auf einen grossen Hof mit einer mächtigen Linde und einem Brunnen.

¹⁷ Hans Kurth Boehlke; Michael Belgrader: [Art.] Friedhof, S. 649.